

Die Rolle des Vaters in der Behandlung von Patientinnen mit Traumatisierung in der Lebensgeschichte und Essstörungen

Luise Reddemann

Ich möchte meinen Vortrag mit einer kleinen Geschichte einer Betroffenen einleiten, sie heißt „Vom Wiederfinden der Worte“, und möchte Sie einladen, sich an PatientInnen zu erinnern, an die Sie dieser Text erinnert.

Die Geschichte beginnt damit, dass eine Frau ihr Bad und ihre Toilette putzt, dabei springen ihr viele kleine Gestalten entgegen, die wie Buchstaben aussehen:

„Wer seid ihr?“ fragt sie. „Wir sind Wörter, das siehst du doch...“ „Aber wie kommt ihr in meine Toilette.“ Die Wörter lachten. Wie wir in deine Toilette kommen? Das müsstest du doch selbst am besten wissen!“ – „Wieso? Ich kenne euch nicht. Wie kommt ihr hierher?“ – Die Worte blickten sie fassungslos an. „Du kennst uns nicht? Natürlich kennst du uns. Wer hat uns denn alle erst runtergeschluckt, mit Unmengen an Essen hinuntergewürgt, und hinterher der Toilette übergeben und ist dann schweigend gegangen?“ (nach Marina Jenker(2007): Nimmersatt und Hungermatt. Essstörungen bewältigen, Frauenoffensive, München, S. 39)

Aus meiner Sicht kann man über Essstörungen, Traumatisierungen und die Vaterbeziehung nicht nachdenken, wenn man nicht berücksichtigt, dass Essstörungen etwas mit Runterschlucken, Hineinwürgen, Sichvollstopfen, Wiederherauskotzen, aber auch mit Hunger und Sättigung, um nur einige Worte zu nennen, zu tun haben.

Ich bringe das auch damit zusammen, dass Frauen über Jahrtausende „nicht der Rede wert waren“, und dass sie sich daraus resultierend auch nicht erlaubten, ihre Stimme zu erheben. Denken Sie an das Paulus-Wort, dass die Frau in der Kirch zu schweigen habe. Vater-Tochter-Beziehungen sollte man nach meinem Verständnis auch aus dieser Sicht betrachten und nicht nur aus einer individualpsychologischen oder familiendynamischen. Damit meine ich nicht nur, dass das Weibliche in unserer Gesellschaft keinen entwicklungsförderlichen Rahmen finde, wie Reinhard Plassmann das nennt, sondern ich richte meinen Blick mehr auf die offensichtlichen und subtilen Unterdrückungszusammenhänge, die seit nunmehr 5000 Jahren in den Köpfen von Frauen

und Männern wirksam werden und deshalb, weil sie so selbstverständlich erscheinen, oft nicht mehr als prägend wahrgenommen werden.

Essstörungen sind immer auch eine Rede, eine nonverbale Botschaft auf dem Hintergrund vieler unterschiedlicher Gegebenheiten. Sie sind nach meinem Verständnis und im Kontext meines heutigen Themas dann auch eine ungehaltene Rede an die Väter, seien sie nun zugewandt und würden doch die Tochter in ihre eigenen Belastungen, z.B. kriegsbedingte, hineinziehen, seien sie abwesend und würden den Hunger der Tochter nach Geborgenheit und Liebe nicht stillen, oder seien sie brutal und selbst traumatisierend.

Eine Ende der 80er Jahre erschienene Arbeit aus der Berner Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie von Bonenberger und Klosinski betont, dass der Vater-Tochter-Beziehung eine nicht zu vernachlässigende, symptomunterhaltende Bedeutung zukomme. Das Klischeebild einer pathognomonischen Familienkonstellation mit dominierender Mutter oder Großmutter sei aufgrund der vorliegenden Untersuchung nicht haltbar. Bei den Vätern überwogen die autoritär-dominanten Charaktere, schwach und passiv zu charakterisierende Väter kamen zu 17 Prozent vor. 33 % der Töchter lehnten den Vater in aggressiver Weise ab, bei 44 Prozent fand sich eine auffällige ödipale Problematik. Zeitentsprechend ist in dieser Studie von Traumatisierungen nicht direkt die Rede.

Eine neuere Studie von Mangweth et al von 2005 zeigt als typisch für essgestörte Patientinnen ein den Körper verneinendes und rigides Familienklima und einen Mangel an Intimität, das in dieser Weise bei den Kontrollgruppen (Gesunde und Substanzabhängige) nicht gefunden werden konnte.

Nachdem ich die Einladung zu diesem Vortrag erhalten hatte, kamen mir immer mehr Zweifel, ob es denn überhaupt möglich sei, von so etwas wie Spezifika der Vater-Tochterbeziehung von traumatisierten, essgestörten Patientinnen zu sprechen. Die Literatur jedenfalls ist mager. Gespräche mit KollegInnen ergaben eher, dass diese der Auffassung waren, es gäbe keine spezifischen Muster. Ich möchte noch erwähnen, dass eine Nachfrage bei zahlreichen Kolleginnen, die bei mir einmal eine Fortbildung in Traumatherapie gemacht hatten, nur zu einer einzigen Rückmeldung führte, während eine 2. Frage, die sich auf die Folgen des 2. Weltkriegs bezog, zu einer Fülle von Reaktionen führte.

Damit lässt sich möglicherweise schließen, dass sich ein Zusammenhang zwischen Traumatisierungen und Essstörungen bisher nicht schlüssig ergeben hat, so wie es Thiels auch in ihrer Übersichtsarbeit beschreibt (Thiels 200) Und dass die hier geschilderten Beobachtungen sich fast alle auch bei anderen PatientInnen machen ließen.

Warum die eine Patientin mit einer Essstörung reagiert, die andere mit einer Panikstörung, ist also nicht gesichert. Essstörungen sind eine Form wie Menschen mit Traumafolgen fertig zu werden versuchen. Bei schwer traumatisierten PatientInnen tritt die Essstörung im Übrigen häufig gemeinsam mit anderen Störungen auf i. S. einer multiplen Komorbidität.

Eine Kollegin schrieb mir ihre Beobachtungen: „Väter nehmen sich bei Konflikten gern zurück, wirken ausgleichend, zeigen Gedanken und Gefühle nur sehr vorsichtig. Sie besänftigen gern „die Stärkeren bei emotionalen Ausbrüchen und bieten sich „dem Schwächeren als Bindungspartner an. Sie übernehmen zwar Verantwortung im Rahmen von Verbindlichkeiten und Pflichten, nicht aber im emotionalen Bereich. Die Mütter sind meist in der Rolle der kontrollierenden „Besserwiserin“ und die Väter werden als „ arme Unterdrückte“ bedauert. Die Tochter ist zwischen beiden hin-und hergerissen. Heimlich fühlt sie sich mit dem Vater verbunden, nach außen demonstriert sie Verständnis und Fürsorge für die Mutter“(Ingrid Kindl, persönliche Mitteilung), das passt zu den Untersuchungen von Bonenberger und Klosinski.

Eine andere, sehr erfahrene Kollegin schreibt mir: „Eine Gemeinsamkeit bei Essstörungen scheint mir zu sein, dass das Selbstwertgefühl sehr früh in Frage gestellt wurde. Das ist nach meiner Erfahrung sowohl bei essgestörten Frauen als auch bei Männern so. Wodurch das Selbstwertgefühl in Frage gestellt wurde, ist unterschiedlich, durchaus kann sexuelle Gewalt eine Ursache sein, die in beiden Fällen häufiger durch Männer (Väter) passiert als durch Mütter, es kann sein, die Erwartungen der Eltern nicht zu erfüllen, das scheint mir bei Müttern mindestens so oft vorzukommen wie bei Vätern. Das kann sein, dass das Kind nicht das Geschlecht hat, das Eltern sich gewünscht haben, nicht die Leistungen erbringt, die Eltern sich gewünscht haben, nicht die Partnerwahl trifft, die Eltern ins Konzept passt...“(Anke Kirchhof-Knoch, persönliche Mitteilung)

Bei der Beschäftigung mit den Folgen des 2. Weltkriegs und der Nazizeit kam ich auf diverse Spuren, über die ich Ihnen hier berichten möchte. Mein Vortrag ist also eher eine Erzählung, an zwei Geschichten orientiert. Ob sich daraus neue Erkenntnisse, die man verallgemeinern kann, ergeben, überlasse ich den ForscherInnen unter Ihnen. Vielleicht regen Sie meine Beobachtungen aber an, diese Spuren weiter zu verfolgen. Meiner persönlichen Geschichte entsprechend, ich bin 1943 geboren, ist es mir ein großes Anliegen, dass die Folgen des 2. Weltkriegs, die Weitergabe von Traumata an die 2. und 3. Generation noch viel mehr in den Blick genommen werden. Was hat der reale Hunger der Eltern und Großeltern für

Auswirkungen auf die Kinder- und Enkelgeneration, was der emotionale? Gibt es hier Zusammenhänge spezifischer Art mit der Zunahme von Essstörungen? Lassen sich Auswirkungen der sog. Schwarze Pädagogik, in Deutschland in Millionenaufgabe vertreten in dem Buch von Johanna Haarer, „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“, in einen Zusammenhang bringen mit Essstörungen? Dieses Buch, das ein Plädoyer für Vernachlässigung des Kindes ist – und somit durchaus ursächlich mit emotionalem Hunger In Zusammenhang gebracht werden könnte – wurde übrigens noch bis in die 80er Jahre hinein in Deutschland verkauft, nur das „deutsche“ wurde weggelassen, ansonsten hatte sich in dem Buch nichts geändert. Da dies alles nicht erforscht ist, verlege ich mich jetzt –in, wie ich meine guter Tradition – mehr aufs Geschichtenerzählen.

Vielleicht kennen Sie die Bücher von Lily Brett.

Lily Brett ist die Tochter von Eltern, die den Holocaust überlebten. Beide Eltern waren in Auschwitz, sie hatten zuvor im Ghetto von Lodz geheiratet, wurden im KZ Auschwitz getrennt und fanden einander 12 Monate später wieder. Die Tochter kam 1946 in Deutschland zur Welt, 1948 ging die Familie nach Australien.

In allen Büchern von Lily Brett geht es um die Beziehung zu den schwerst traumatisierten Eltern, und es geht sehr viel ums Essen. Ich zitiere einige Passagen aus dem 1997 entstandenen Buch „Zu sehen“, das autobiographisch ist, und in dem es um den Versuch geht, sich selbst und die Welt zu sehen, wie sie ist.

„Essen scheint in vielen Bereichen meines Lebens eine zentrale Rolle zu spielen... (Meine Mutter) kochte immer viel zu viel. Zuviel für die täglichen Mahlzeiten der Familie und zuviel für ihre Gäste, die sie regelmäßig zum Abendessen einlud. Wie viel Lebensmittel jeweils gebraucht werden würden, erwies sich als schwer zu entscheidende Frage für meine Mutter. (Vermutlich wollte die Mutter auf keinen Fall, dass irgendjemand Hunger litt, L.R.) Dieses Dilemma habe ich geerbt. (Im Sinne einer sekundären Traumatisierung, L.R.) Wenn ich ein Essen für vier kochen will, koche ich genug für mindestens zwölf und mache mir immer noch Sorgen, ob es reichen wird. Ich schreibe zwei Pfund gehacktes Kalbfleisch auf meine Einkaufsliste, und dann steh ich beim Metzger und höre, wie ich vier Pfund verlange.“ „Ich glaube, das Zubereiten jüdischer Speisen erinnerte meine Mutter an ihre Mutter, an ihren geliebten Vater und an ihre Brüder und Schwestern“, die alle von den Nazis ermordet worden sind...“Ich finde, dass es einem selbst Kraft gibt, andere mit Essen zu versorgen. Die Freude beim Kochen erinnert mich oft an die Freude, die ich beim Schreiben empfinde. Beides gibt eine ähnliche Befriedigung und ein Gefühl der Ruhe, die dabei entsteht, wenn man die unterschiedlichen Zutaten auswählt und miteinander mischt. Man muss einen klaren Kopf

haben und einen Überblick darüber, wohin man will, wenn man ein Gericht zubereitet...(Kochen als Resilienzfaktor, L.R.)Früher habe ich oft von Lodz geträumt... wenn ich das Weißkraut salze und die roten Rüben schneide, dann bin ich in Lodz. Bei der Mutter meines Vater...die jedes Jahr ihr gehobeltes, eingelegtes Weißkraut in den Keller brachte, um im Winter Sauerkraut zu haben...(Kochen als Totengedenken, L.R) Mit meinen Dinnerpartys ahme ich einen der besten Teile meiner Kindheit nach. Meine Eltern hatten fast jede Woche Gäste zum essen...Alle waren nach dem Zweiten Weltkrieg eingewandert...Die meisten waren während des Krieges in Arbeitslagern gewesen oder hatten sich versteckt. Meine Eltern waren die einzigen, die Konzentrationslager überlebt hatten. Politische und soziale Spannungen waren in der Gruppe immer vorhanden, aber wenn sie zusammen war, konnte man keine Risse erkennen.“ (alle Zitate aus: L. Brett, 2004: Zu sehen. Suhrkamp tb S. 189 ff)

Wie sehr Essen und Kochen eine reparative, eine Resilienz-fördernde Wirkung für Lily Brett haben, wird m.E. hier sehr deutlich. Das ist natürlich nicht nur bei ihr so, viele werden das hoffentlich kennen. Und es würde sich vielleicht bei essgestörten Patientinnen lohnen, auch diesen Aspekt mehr zu beachten.

Denn Lily Brett hatte eine Essstörung, und wenn ich ihre neueren Bücher lese, meine ich, sie hat immer noch eine. Hören wir ihr noch einmal zu: „Langsam gewöhne ich mich an meinen veränderten Körper. Er hat diese Veränderungen gebraucht. Ich habe Jahre in Analyse verbracht, um andere Veränderungen herbeizuführen. Um meinen Kopf klarer zu bekommen und meine Gedanken neu zu ordnen... Die Analyse befreite mich.... Ich begann ordentlich zu essen. Ich begann zu joggen. Und ich begann Gewichte zu heben. Das geschah nicht über Nacht. Es kostete mich Jahre, Jahrzehnte, mein halbes Leben. Viel laufen, ordentlich essen.... Viele Frauen würden weinen, wenn sie mein Gewicht hätten, und wenn ich mein Idealgewicht auf den Gewicht/ Größe-Tabellen errechnen möchte, muss ich mich um einige Zentimeter größer machen.“ Das heißt, zuvor war sie übergewichtig, jetzt ist sie untergewichtig. In vielen der letzten Bücher wird deutlich, dass ihr Essverhalten immer noch nicht „gesund“ ist. „Das Essen hat in meinem Leben eine sehr komplizierte Rolle gespielt...Was ich aß, war ein Thema, das auch meine Mutter sehr beschäftigte. Dauernd stopfte sie Essen in mich hinein. Meine Mutter wollte, dass ich schlank wäre... Die Nazis karikierten die Juden als klein und dick...Meine Mutter wollte keine kleine dicke Jüdin sein. Sie wollte nicht einmal jüdisch aussehen...Im Ghetto hatte jeder Jude, der dick war, das Essen eines anderen gegessen, der dabei war zu verhungern. Meine Mutter konnte Gefräßigkeit nicht ausstehen. Wenn mein Vater zu schnell aß, nannte sie ihn ein gefräßiges Schwein. Wenn ich mit gutem Appetit aß, war ich ein Schweinchen...Für meine Mutter war es sehr wichtig, dass andere erfuhren, dass

sie unter unmenschlichen Bedingungen menschlich geblieben war. Menschlich zu sein bedeutete, die Kontrolle über sich selbst zu behalten. ...Immer wenn meine Mutter einen Vortrag über das Abnehmen hielt, nahm sie mich zu Seite...Danach musste ich immer etwas essen. Nach einer Weile, wenn ich keine so große Angst mehr hatte, traute ich mich wieder nach Hause. Wovor hatte ich Angst. Ich wusste es nicht genau... Ich wusste, dass meine Mutter mir dies nicht aus Bösartigkeit angetan hatte. Ich wusste, dass das eine unbewusste Geste war, aus dem unbewussten Bedürfnis heraus, mich etwas von dem Erleben zu lassen, das sie erlebt hatte. Ich weiß nicht, wieso ich das wusste, aber ich wusste es...“

Lily schildert u.,a. auch, wie sie einen Ladendiebstahl verübt hat. „Als ich das Thema scherzhaft ansprechen wollte, sagte mein Vater barsch, dass es dabei nichts zu lachen gäbe. Ich verstand plötzlich, dass weder der Ladendiebstahl noch das Abnehmen ein Thema war, über das man je würde lachen können.“

Als Schriftstellerin schafft sie es allerdings doch. Sie erfindet alter egos, so z.B. die Figur Ruth Rothwax, die bis in Details, wie z.B. das Alter, ihr entspricht. Diese Ruth schreibt Briefe für Menschen, die das nicht können und lebt davon sehr komfortabel. „Wörter zusammenfügen erfüllte Ruth mit tiefer Befriedigung. Ein Teil der Befriedigung rührte daher, dass man Worte kontrollieren konnte. Wenn man ihnen eine Reihenfolge verlieh, behielten sie diese Reihenfolge bei. Sie machten keine unerwarteten Ausfälle. Sie verwandelten sich nicht plötzlich in Fremde...“ (Kontrolle ist für traumatisierte Menschen sehr wichtig, etwas, das wir als TherapeutInnen nicht genug berücksichtigen können und sollten.) Die Essstörung von Lily Bretts alter ego Ruth ist offensichtlich. Viele Berichte über Essgehen mit Freundinnen haben einen absurden und makabren Beiklang. „Probier meine Lammwurst mit Fenchel“, sagte Sonia... „Lammwurst mit Fenchel. Wie konnte Sonia nur Lammwurst mit Fenchel zum Frühstück essen“, dachte Ruth. ...“Warum isst du nicht vernünftig?“ sagte Sonja. „Du hast fünf Getreidekörner und sechs Obststückchen auf deinem Teller, iß Eier mit Schinken oder den Steak-Karotten-Auflauf.“ „Du redest wie mein Vater“, antwortete Ruth. „Dein Vater ist völlig in Ordnung“, sagte Sonja. „Anderer Leute Väter sind immer in Ordnung. Außerdem kann ich kein rotes Fleisch essen. Es erinnert mich an brennendes Fleisch.“ „Werd endlich erwachsen“. Sonia wurde beinahe laut. „Deine Eltern waren in Auschwitz, na und? Meine Mutter war in Theresienstadt, und ich kann gebackenes Hirn essen, geschmorte Nieren, gehackte Leber und alle möglichen Beine, Köpfe, Häuse und Füße. Du kannst nicht so auf den Holocaust fixiert bleiben.“ Literarisch kann es sich Lily Brett erlauben, verschiedene Formen des Umgangs mit den traumatischen Erfahrungen der Eltern durchzuspielen.

Es lässt sich verstehen, dass die traumatisierten Eltern vieles an ihre Tochter weitergegeben haben. In diesem Fall teilweise durch Schweigen und teilweise durch Reden, aber eben auch durch Essen, durch Nichtessen. Im Grunde genommen ist alles, das ganze Leben der Tochter durchtränkt von Erinnerungen, den eigenen, die z.T. traumatisch anmuten, und schlimmer, den traumatischen der Eltern.

In ihren Büchern „Zu viele Männer“ sowie „Chuzpe“ erzählt Lily Brett von Ruth und ihrem Vater. Es ist eine Hassliebe. In „Zu viele Männer“ reist sie mit dem Vater in dessen alte Heimat, nach Polen, wo er nie mehr war. Auch in diesem Buch geht es ständig ums Essen. Der Vater genießt das Essen seiner Kindheit und isst ständig. Ruth kann kaum etwas essen, macht Diät und joggt, denn für sie sind die Traumata der Eltern immer präsent. Es gibt dauernd Auseinandersetzungen der beiden ums Essen. Edek, der Vater, scheint von der Angst bestimmt, dass es nicht genug geben könnte, denn er bestellte sich von allem zu viel, auch beim Essen. Im Roman „Chuzpe“ hilft er seiner Tochter in deren Firma, den ganzen Vormittag über erkundigte er sich nach der Mittagspause. „Edek war kein Weg zu weit und kein Taxi zu kostspielig, wenn es darum ging, den Lunch zu holen.“

Nach all dem bisher Berichteten wird anhand des Beispiels von Lily Brett und ihrem literarischen alter ego deutlich, wie sehr Essen eine metaphorische Bedeutung hat, die über die Nahrungsaufnahme weit hinausgeht. Was die Vaterbeziehung angeht, wird Essen zum Kampfplatz, zu dem Ort, an dem sich die Tochter – wie früher die Mutter ihr gegenüber – sich erlauben kann, den Vater zu verachten. Etwas, was sie sich sonst niemals erlauben könnte, denn der ängstliche Respekt vor all den schweren Erlebnissen ihrer Eltern ist tief in ihr Bewusstsein eingegraben, Kritik, ungute Gefühle sind nur in einer verschobenen Weise möglich.

Im Roman „Chuzpe“ wird noch ein anderer Aspekt der Tochter-Vater-Beziehung deutlich, der ödipale. In einer durch Traumata des Vaters wie der Tochter erschwerten Beziehung, in der die Angst um den anderen, die Sorge, dem anderen könne etwas Schreckliches passieren, einen realen Kern hat, müssen sich die konflikthaftern Themen der Traumadynamik immer wieder aufs Neue unterordnen.

„Edek und Rooshka (die Eltern, L.R.) hatten Hunderte von Toten zu beweinen. Nur sie hatten überlebt. Und dann hatten sie Ruth bekommen. Ruth hatte begriffen, was für ein unangemessener Ersatz sie für Edeks und Rooshkas Mütter und Väter und Brüder und Schwestern, Neffen und Nichten, Cousins und Cousinen, Onkel und Tanten gewesen war. Das hatte sie von Anfang an begriffen. Sie hatte die Toten beinahe spüren können. Ihre Abwesenheit. Und die Unabänderlichkeit dieser Abwesenheit.“

Sie war so bald nach all den Morden, all dem Schrecken, all dem Wahnsinn geboren. Aber sie war nicht ungeschoren davon gekommen. Sie war dem Schrecken, dem Chaos, dem Wahnsinn, der Angst und dem Entsetzen nicht entkommen. Sie waren in Rooshka und Edek erhalten geblieben und Ruth von Geburt an mitgegeben worden. Sie war dem Kummer und dem ungläubigen Staunen nicht entkommen. Auch sie waren Teil ihres Alltags geworden. Unabänderlich. Und von ihr waren sie auf ihre Kinder übergegangen. Verdünnt und schwächer. Aber vorhanden.“ (Chuzpe S.39-40)

Dennoch lassen sich die Konfliktthemen auch nicht ganz verdrängen. Auf gallig-humorvolle Weise erzählt Brett davon, wie Ruths Vater sich in eine – aus Sicht der Tochter viel zu junge – Frau verliebt und mit ihr ein Verhältnis beginnt, später sogar heiratet. Der Vater ist Ende 80, die Freundin Mitte 60.

Ruth ist zutiefst davon überzeugt, dass der Vater die Falsche gewählt hatte. Wie kann er eine Polin heiraten, wo ihm die Polen- neben den Deutschen – so schwer geschadete hatten? Und sie macht sich Sorgen um ihn. Während ihr Mann und ihre Kinder sich freuen können, macht sie sich unentwegt Sorgen und bemerkt immer deutlicher, dass sie die Rivalin hasst. Dafür schämt sie sich, sie hält sich für gehässig und niveaulos, aber das hilft ihr nicht weiter. Die Schwierigkeit, den Vater mit einer anderen Frau teilen zu müssen, wirkt sich traumatisch aus: „Als sie morgens aufgewacht war, hatte eine Welle der Furcht sie überschwemmt. Ziellose Furcht. Furcht, die sie aus heiterem Himmel überkam, ohne sich auf irgend etwas Konkretes zu beziehen. Auf nichts, was sie sich hätte erklären können. Diese Furcht hatte Ruth schon oft erlebt. Sie war immer mit der undeutlichen Vorahnung einer Katastrophe verbunden.“ (Chuzpe S. 322)

Alles, was im Leben eines Menschen geschieht, der schwer traumatisiert ist, das nicht unmittelbar traumatisch zu sein scheint, kann eine traumatische Qualität annehmen. Dadurch wird das ödipale Thema, das eine Frau wie Lily/Ruth ansonsten mit einer gewissen Leichtigkeit meistern könnte, zur Katastrophe und die Tochter-Vater-Beziehung einer erheblichen Belastung ausgesetzt. Die unterschiedlichen, aus meiner Sicht auch geschlechtsspezifischen, Arten des Umgehens mit den frühen Traumata, nämlich restriktiv durch den Vater, d.h., dass er diesbezüglich dicht gemacht hat und schweigt, und intrusiv durch die Tochter, die dauernd an das Schlimmste denken muss und leichter weinen als lachen kann, belastet die Tochter-Vater-Beziehung zusätzlich.

So können die traumatischen Belastungen bis ins hohe Alter und auch zwischen einer inzwischen fast 60jährigen Tochter und ihrem fast 90jährigen Vater eine erhebliche Hypothek darstellen, die die beiden Jahr um Jahr mit sich schleppen, ohne sie ablösen zu können.

Was würde es für eine Therapie bedeuten, wenn jemand zu uns käme mit den Problemen, die Lily Brett beschreibt?

Am wichtigsten erscheint mir, dass die Therapie nach dem Motto „trauma first“ geführt wird. Was heißt das? Wir meinen damit, dass jede Konfliktbearbeitung, jede Arbeit an einer Beziehung danach ausgerichtet werden sollte, wie sehr sich traumatischer Stress im Leben der Patientin zeigt. Bei Lily Brett erfährt man viel darüber, wie unruhig und angespannt sie ist, auch wie misstrauisch, wie unsicher. Darüber hinaus leidet sie offensichtlich an Intrusionen, denn sie muss sich beinahe zwanghaft mit den traumatischen Erfahrungen ihrer Eltern auseinandersetzen. Käme jemand so in Therapie, würden wir zunächst versuchen, der Patientin dabei zu helfen, dass sie sich von den traumatischen Inhalten stärker distanziert, wenn sie es denn wollte. Wir würden dabei den Empfehlungen Pierre Janets folgen, am Beginn der Behandlung für Symptomreduktion und Stabilisierung zu sorgen. „Trauma first“ heißt also sicher nicht, die Traumata zu bearbeiten, sondern die Traumatisierung und deren Folgen zu berücksichtigen.

Damit möchte ich mich einem anderen Aspekt der Vater-Tochter-Beziehung zuwenden, der in der Fachliteratur häufiger erwähnt wird, nämlich dem des abwesenden Vaters. Diesbezüglich haben wir es in Deutschland mit Vätern zu tun, die nicht mehr aus dem Krieg zurückkamen und solchen, die zwar physisch anwesend, aber durch die traumatischen Erlebnisse nicht mehr psychisch verfügbar waren. Und dass die Frauen und Kinder ebenfalls durch den Krieg traumatisiert waren, haben wir gehört. (s. Anhang)

Vaterentbehrung wird in letzter Zeit immer wieder für verschiedene psychische und psychosomatische Erkrankung mit verantwortlich gemacht.

Der Tod eines Elternteils gilt als traumatisch belastend. Durch und nach dem Krieg hat das Millionen von Kindern und Jugendlichen betroffen. Verbunden war dieser Vaterverlust zusätzlich mit weiteren schweren traumatischen Erfahrungen, Hunger gehörte auch dazu, Vertreibung und vieles andere.

Die vermisste Liebe des Vaters, der Vaterhunger, wurde so, als es Ende der 40er und in den 50er Jahren wieder etwas und ausreichend zu essen gab, kompensiert durch Essen und sonstigen Konsum.

Ein dokumentarisches Beispiel ist das des Hanns Ludin und seiner Tochter, aufgezeichnet anhand von Briefen durch die Tochter der Tochter, Alexandra Senfft.

„Mein Großvater Hanns war Hitlers Gesandter in der Slowakei und ist dort 1947 als Kriegsverbrecher verurteilt und gehängt worden. ..Meine Mutter war zu jenem Zeitpunkt

vierzehn Jahre alt und die Älteste von sechs Geschwistern. Als Erstgeborene war sie sein Lieblingskind, eine Vattertochter. Die Möglichkeit zu trauern hatte sie damals und auch später nicht. Da nahm das Elend seinen Lauf, erst heimlich, schleichend, später dann brüllend und immer rasender. ..Natürlich weiß ich noch gut, wie sie mich eines Tages, fast „nüchtern“ , sachlich informierte: „Ich habe mich letzte Nacht betrunken.“ Es klang wie eine Ankündigung oder vielleicht wie eine Drohung. Ich war gerade vierzehn Jahre alt – genauso alt wie sie, als sie ihren Vater verlor. Und ebenso wie sie sich damals nach dem Tod ihres Nazi-Vaters für ihre verzweifelte Mutter und ihre jüngeren Geschwister verantwortlich gefühlt hatte, übernahm nun ich zu Hause die Rolle der vermeintlich Starken...Einige Verwandte haben mich gefragt, warum ich über meine Mutter nicht unabhängig von meinen Großeltern erzählen könne, die hätten mit ihrer traurigen Entwicklung doch kaum etwas zu tun?...Lange habe ich nicht verstanden unter welchem Dilemma sie litt, habe sie moralisch unter Druck gesetzt, ihre Pflichten als Mutter eingefordert, versucht, sie von meiner Sicht der Dinge zu überzeugen. ..Ich sehe den Auslöser ihres Leidens bei ihrem Vater...er war ein Schreibtischtäter und trug in der Slowakei die politisch-diplomatische Verantwortung für den Tod von nahezu 70 000 Juden. Diese Schuld ist in meiner Familie nie ohne Wenn und Aber anerkannt worden...Mein Großvater hat indirekt auch meine Mutter auf dem Gewissen, denn sie hat seine Schuld unbewusst übernommen...Fehler hat auch meine Großmutter gemacht, denn.. sie hat ihre älteste Tochter einem Mythos geopfert, dem Mythos des schuldfreien, wahrhaftigen und stets anständigen Ehemanns...Ich möchte, dass meine Kinder frei von der überlieferten Schuld, der Scham und ohne die Last der Rätsel der Vergangenheit aufwachsen können. ..Es heißt nicht, dass die Kinder und Enkel die Schuld für die Taten ihrer Großeltern abtragen müssen, es heißt: die historischen Fakten anzuerkennen. Hannah Arendt hat das „Tatsachenwahrheiten“ genannt...“

Die Mutter von Alexandra Sennft, also die Tochter von Hanns Ludin, ist erst einmal die ersten Jahre nach dem Krieg mit ihrer Vatersehnsucht beschäftigt. „Jede noch so winzige Neuigkeit über den „Vati“ will sie hören... Derweil macht ihr der Hunger arg zu schaffen. Immerzu knurrt ihr der Magen und kaum hat sie etwas gegessen, will sie „schon wieder was zwischen die Zähne kriegen.“ 700 Kalorien sind jedem Kind pro Tag im Internat zugeteilt.... Die Kinder frieren und können vor Kälte mitunter kaum den Stift in der Hand halten...Während alle anderen Kinder in der Schule stark abnehmen, wird die zierliche Eri immer rundlicher. Im Trimesterbericht steht: „Erika war nicht krank. Ihre Periode ist ausgeblieben. Sie hat erheblich an Gewicht zugenommen.“.. Hanns (ihr Vater) und Hunger sind bald ihre Dauerthemen. „Es ist ein immerfortes Warten auf die Mahlzeiten und man ist irgendwie so unbefriedigt.... Zum

Glück erreichen Eri nun doch ab und zu Briefe vom „Vatchen“. Hanns darf wöchentlich nur jeweils zwei Seiten schreiben...“Ich habe mich herzlich gefreut, von dir zu hören, (schreibt der Vater), insbesondere, dass du nun in der Schule schon besser mitkommst. Wenn man sich aber einmal eingearbeitet hat, ist es ein sehr schönes Fach (die Mathematik). Willst du mir nicht mal einen französischen Brief schreiben oder bist du noch nicht so weit?“ Sein Ton sei, so schreibt die Enkelin, meist merkwürdig streng, ja fast kühl, jedenfalls sehr moralisch.“

Ende des Krieges flieht die Familie nach Süddeutschland, wo der Vater einen Hof gekauft hatte. „Die Verabschiedung von ihrem Vater war Erika schwer gefallen. Er war so angespannt gewesen, dass sich die Unruhe auch auf sie übertrug, ohne dass sie verstand welche Dimensionen dieser Abschied hatte. Eri fehlte der emotionale Halt, den sie jetzt mehr denn je nötig hätte. ...Auf dem Einödhof weilt der Hofverwalter Hermann...der aus der Slowakei mitgenommen ist. Er ist jähzornig und brutal, schlägt das Vieh und mitunter auch die Kinder...Sie fürchten ihn, aber nicht nur sie. Wahrscheinlich hat er sich auch an die Frauen herangemacht, unter Umständen sogar an Eri, denn sie wird noch jahrzehntelang Angst vor ihm haben....Eri hat Alpträume und ist fast froh, wenn sie geweckt wird. Sie schläft sowieso erst ein, wenn Körper und Geist völlig erschöpft sind....“ Eri kommt ins Internat nach Salem und fühlt sich abgeschoben, täglich schreibt sie der Mutter. Sie bittet um Besuche, die die Mutter nicht machen kann, um Ferien zu Hause, die nicht möglich sind. Die Nachricht vom Tod des Vaters schockiert das Mädchen, vor allem die Art des Todes, dass er gehenkt wurde. Aber in ihrem Jahresabschlusszeugnis heißt es: Eris Haltung angesichts des Kammers in der Familie sei bewundernswert gewesen, sie habe sich „mädchenhaft im guten Sinne verhalten: zurückhaltend und brav“ Sie klagt danach über starke Bauch-und Kopfschmerzen und hat ein scheinbar unbegreifliches Ruhebedürfnis. Ihre Symptomatik und wachsende Pausbäckigkeit seien für die Mutter von Eri Grund genug an eine Krankheit zu glauben, und so wird sie in der Universitätskinderklinik in Tübingen stationär aufgenommen. Die Ärzte wollen herausfinden, was die Ursache ihres Übergewichts sei... Das Mädchen Erika fühlt sich vollständig verlassen, da die Mutter sie nicht besuchen kann. Über drei Monate bleibt Erika in der Universitätsklinik, eine Ursache wird nicht gefunden, so bleibt die Vermutung einer hormonellen Störung. Dazu kommentiert die Tochter/Enkelin: „Mit der Psychologie war es damals noch nicht weit her. Anfang der 80er Jahre war man in dieser Hinsicht allerdings auch noch nicht viel weiter...Keinem der Ärzte ist aufgefallen, dass ich vielleicht ein wenig zu hager bin. Auch die Tatsache, dass ich vehemente Schlafstörungen habe, bringt man in keinen medizinischen oder gar psychologischen Zusammenhang. Zu Beginn meines Studiums...hatte ich beschlossen, mich von meinem Babyspeck zu verabschieden. Mit Selbstdisziplin, die

wohl eher einer Geißelung gleichkam, wollte ich mein inneres Ungleichgewicht ins Lot bekommen. Kontrolle über den Körper, das bannt scheinbar das überwältigende Gefühl von Ohnmacht gegenüber einer kranken und dominanten Mutter.“ (S. 116)

Hier ist mit wenigen Sätzen die ganze Familientragödie beschrieben: Die Mutter entwickelt eine Essstörung i.S. einer Adipositas, aufgrund ihrer Verlassenheitsproblematik und der Vatersehnsucht, wird aber auf eine hormonelle Störung gebracht, d.h. auf ein rein physiologisches Geschehen, findet keine Hilfe für ihre seelische Not, gibt diese an die Tochter weiter, die ihrerseits sekundär traumatisiert ist, in vielem Lily Brett nicht unähnlich, dann als Teenager zu viel isst und dann in eine Magersucht hinein gerät, die wiederum missdeutet wird.

Auf einen Aspekt in der Geschichte der Erika Ludin will ich noch hinweisen: Als junge Frau, Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre lebt sie ihren Hunger nach Liebe, ihren Lebenshunger aus, indem sie sehr viel trinkt, von einer Einladung -heute nennen wir das Party – wie sie in der gehobenen Mittelschicht üblich waren, zu anderen jagt. Hier wird die Kehrseite der prüden und spießigen 50er Jahre deutlich: ein extremer Hedonismus, eine Freizügigkeit, die man eher in den 70er Jahren vermuten würde.

Dies waren zwei Beispiele, in denen nicht die Väter direkt traumatisiert haben. Beide Väter waren ihren Töchtern eher zugewandt, wenn auch auf eine distanzierte, indirekte Art. Die Angst des Vaterverlustes durch Verinnerlichung des Holocaust-Traumas spielt bei Lily Brett eine wichtige Rolle, der reale und beschämende Verlust des Vaters bei Erika Ludin.

Die beiden Beispiele legen es auch nahe, sich mit der Bedeutung traumatischer Scham im Kontext von Essstörungen zu beschäftigen. Liest man die Geschichte der Erika Ludin, liegt es nahe, dass sie sich wegen des Vaters tief beschämt fühlt. Doch dies auszusprechen wäre ein Tabubruch. Eng verbunden mit dem Vater, fühlt sie sich selbst beschämt und ungeliebt, so darf man vermuten. Immerhin wird berichtet, dass die Mitschüler in Salem hinter ihrem Rücken über ihren Vater tuschelten. Das Gefühl, eigentlich ungeliebt zu sein, das durch die Tatsache, dass sie sich die Mutter mit fünf Geschwistern teilen musste, noch verstärkt wurde, führte zu einem chronischen Gefühl des Mangels und des Hungers. In den Büchern von Lily Brett finden sich zahllose Hinweise auf die durch den Antisemitismus und die Shoa zugefügten Beschämungen und Verunsicherungen.

Lassen Sie uns uns jetzt den von Vätern direkt zugefügten Traumatisierungen zuwenden. Insbesondere bei an Bulimie leidenden Frauen findet sich relativ häufig sexualisierte Gewalt durch Väter oder väterliche Bezugspersonen in der Vorgeschichte.

Bei sexualisierter Gewalt werden fast immer Schweigegebote verhängt, das heißt, es wird dem Kind gesagt, es dürfe darüber nicht sprechen, es handle sich um ein Geheimnis, es passiere etwas Schreckliches, wenn das Kind darüber sprechen würde, usw. Wir haben es oft erlebt, wie stark die Patientinnen unter Druck standen, einerseits etwas erzählen zu wollen und andererseits Angst hatten zu sprechen. Dann werden die Wörter regelrecht wieder hinunter gewürgt oder symbolisch heraus gewürgt beim Erbrechen. Dieses Erbrechen bringt dann auch eine symbolische Entlastung.

Bei allen Menschen mit traumatischen Erfahrungen hat das Thema Kontrolle eine eminent wichtige Rolle. Trauma ist immer Kontrollverlust, extreme Ohnmacht. Umso mehr wird dann Kontrolle unter allen Umständen gewünscht und dringlich.

Die Ablehnung des Körpers kann im Fall von sexualisierter und anderer Gewalt als eine Identifikation mit dem Aggressor aus meiner Sicht am besten verstanden werden. In der Therapie scheint es mir wichtig, dass wir den Patientinnen deutlich machen, wie sehr sie auf die Beziehung zum Vater angewiesen waren und wie sehr deshalb die Verinnerlichung auch der väterlichen Gewalt, der Ablehnung, des Hasses, etc. letztlich dem Schutz der Beziehung zu diesem wichtigen Anderen dienen.

Essstörungen sind vor diesem Hintergrund sicher auch Versuche der Selbstheilung. Etwas, das symbolisch für eine wichtige Beziehung steht, kann kontrolliert werden, kann verschlungen werden, dem Selbst einverleibt, aber ebenso wieder „entsorgt“ werden. Die erlebte Gewalt kann in der Phantasie unter Kontrolle gebracht werden, weil sie aktiv vorgenommen wird, statt passiv erlitten.

Warum die einen eine Essstörung entwickeln, andere eine andere Störung, verstehen wir dennoch nicht ganz genau. Nach meiner klinischen Erfahrung sind es nicht nur die beschriebenen Problembereiche, sondern auch eine spezifische Art des Umgang mit Essen in den Herkunftsfamilien, sei es, dass Essen besonders zelebriert wird, sei es, dass es besonders unwichtig genommen wird. Real erlittener Hunger spielt ebenfalls eine wichtige Rolle bei all denen, die diese Erfahrung gemacht haben. Und die Weitergabe dieses Traumas an die nächste Generation ist bekannt. Ich kenne niemand meiner Generation, die oder der Essen wegwerfen könnte. Man kann es dieser Generation anmerken, dass sie ständig Angst hat, dass es nicht genug gibt, dass sie verhungert. Solche Haltungen verschärfen dann noch Gewalt und sexualisierte Gewalt oder vor allem Gewalt wird damit begründet, dass man die nächste Generation vor Verschwendung bewahren will.

Sie alle wissen, dass Essstörungen auch bei jungen Männern immer häufiger zu beobachten sind. Man muss sich also auch fragen, ob es überhaupt spezifische Faktoren der Tochter-

Vater-Beziehung sind oder ob ganz andere Mechanismen eine Rolle spielen, die wir noch nicht genügend verstehen.

Zum Schluss möchte ich noch etwas sagen zum Gespräch der Generationen im Falle der Traumatisierung der Tochter durch den Vater. Vor allem in systemisch orientierten Kreisen gilt es als hilfreich, Tochter und Vater zu Gesprächen zusammenzubringen. Die Tochter soll dem Vater vergeben, sich aussöhnen, etc.

Aus meiner Sicht ist das, wenn nicht ausdrücklich ein Wunsch der Patientin besteht – und dieser sollte möglichst nicht ambivalent sein!- mit dem Vater zu sprechen, Gewalt, die TherapeutInnen ihren Patientinnen antun. Wenn überhaupt, ist das Gespräch zwischen Tochter und Vater erst in einem weit fortgeschrittenen Stadium der Therapie sinnvoll und immer nur dann, wenn ein ausdrücklicher Wunsch von Seiten der Patientin besteht.

Traumatisierende Eltern haben eher selten ein Bedürfnis, ihre Kinder um Vergebung zu bitten. Meist wollen sie sich entlasten, indem sie weiter den Kindern die Schuld zuschreiben. Damit werden die PatientInnen aber aufs Neue belastet, statt entlastet. Aus Sicht der allermeisten TraumatherapeutInnen ist es nicht zu empfehlen, dem Wunsch der Eltern nach gemeinsamen Gesprächen nachzukommen und sollte die Patientin dies wünschen, wäre zu klären, ob es sich hier um eine kindliche Sehnsucht handelt, endlich gesehen und geliebt zu werden, oder ob das überwiegend ein Wunsch der erwachsenen Person ist.

Nur im letzteren Fall können solche Kontakte hilfreich sein.

Viel wichtiger als das Gespräch mit den Schädigern erscheint es mir, die Patientin in ein weniger destruktives oder gar heilsames Gespräch mit sich selbst zu bringen. Dazu braucht sie das Gespräch mit uns und unsere Bereitschaft, sie in ihrer Einmaligkeit zu sehen.

Literatur bei der Verfasserin

× Vortrag gehalten am 1.12.2007 anlässlich des 17. Berliner Forums für psychogene Essstörungen. Abt. für Psychosomatik und Psychotherapie, Campus Benjamin Franklin Charité – Universitätsmedizin Berlin